

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 63 (1969)
Heft: 3

Artikel: Unsere Friedensbotschaft und die Dritte Welt
Autor: Bühlmann, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-141576>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unsere Friedensbotschaft und die Dritte Welt

Meine Brüder und Schwestern,

ich möchte Sie in dieser halben Stunde nicht unmittelbar auf Ihren Kirchgang einstimmen oder Ihre *private* Frömmigkeit mehren, sondern Sie *hinausführen* in die ferne Welt, und Sie *zusammenstossen* lassen mit den zwei Milliarden von Mitmenschen, denen es vor lauter Hunger nach dem Erdenbrot fast vergeht, sich nach Himmelsbrot zu sehnen. Eine solche Begegnung sollte ja unsere Frömmigkeit nicht stören, wohl aber ihr die heutige und echt evangelische Dimension geben.

Sie haben eben den Ausschnitt aus einem afrikanischen Trauergesang auf den Tod von Johannes XXIII., John Kennedy und Pandit Nehru gehört. Es war eines meiner tiefsten Afrikaerlebnisse, vielleicht gerade deshalb, weil es nicht organisiert war, sondern die ganze Spontaneität des afrikanischen Menschen daraus sprach. Ich schlenderte durch die Strassen im Aussenquartier von Daressalaam, wurde von einem faszinierenden Trommelrhythmus angezogen, steckte die Nase in den Innenhof eines Hauses und entdeckte die Gruppe von Männern und Frauen, die ihrer Trauer um die drei genannten Männer Ausdruck gaben. Sie hatten mit keinem von ihnen je gegessen noch sie gesehen. Aber sie haben gespürt, dass jene Toten für eine grosse Sache gelebt, für den Frieden gewirkt und es auch mit den Afrikanern gut gemeint hatten. Solche Männer werden betrauert, aber noch mehr: solche Männer, und Frauen, werden gesucht!

Das Fastenopfer der Schweizer Katholiken, das nicht bloss eine Geldsammlung sein will, sondern eine stete Erneuerung der christlichen Haltung erstrebt, hat dieses Jahr das Thema «Friede» zur Besinnung vorgeschlagen. Es wird an den kommenden Sonntagen in seinen verschiedenen Aspekten dargelegt werden. Wir beginnen heute mit dem weitesten Kreis: unsere Friedensbotschaft und die Dritte Welt, d.h. neben *Ost* und *West* die *südliche* Welt, Lateinamerika und die jungen Staaten von Afrika und Asien.

Um es gleich zu sagen: *es steht schlecht mit dem Frieden in dieser Welt!* Wohl reden unsere Zeitungen fast täglich von Friedensprogrammen, Friedensparolen, von Verhandlungen, Kontakten, Dialogen, vom Friedens-Nobelpreis, selbst von Gebeten der Kirchen um den Frieden. Aber auf den gleichen Seiten haben sie zu berichten von Kriegen, Unruhen, Aufständen, Gewaltakten am laufenden Band.

Korea, Kongo, Vietnam, Biafra sind einige Stichworte der traurigen Bilanz, wobei wir leider sagen müssen, dass in all diesen *heissen* Kriegen der Kleinen die Grossmächte auf dem Rücken der Kleinen ihren *kalten* Krieg austragen und um *ihre* Wirtschaftsposition kämpfen. Kürzlich erschien eine Schrift mit dem bezeichnenden Titel: Biafra, Bürgerkrieg der Ölkonzerne (Oberbaumpresse, Berlin).

Diese Kriege und die sich häufenden Staatsstreichs in der Dritten Welt sind nur aufgeplatzte Geschwüre an einem Organismus, der als ganzer

krank ist. Und dort, wo Friede zu sein scheint, steht es oft noch *schlimmer*. Es ist erzwungene Ruhe, Ruhe vor dem Sturm, Ruhe einer lethargischen Masse, die plötzlich zur letzten Verzweiflungstat explodieren kann. Denn diese Menschen sind gezeichnet von Armut, Krankheit und Hunger. Sie leben von der Hand in den Mund. Sie kennen den *schwarzen* Hunger, der in Zeiten der eigentlichen Hungersnöte Tausende und Millionen würgt und erwürgt, und den *weissen* Hunger, die chronische Unterernährung, der zufolge sie von ständiger Mattheit befallen sind, anfällig werden für alle Krankheiten, unfähig sind zu grösserer Arbeitsleistung, wodurch die Produktion sinkt, die Ration noch *schmäler*, der Hunger noch *grösser* wird, und der Teufelskreis der Not sich noch *enger* zusammenzieht.

Der Horizont der nächsten Jahre und Jahrzehnte verheisst nach dem jetzigen Stand der Dinge keine Besserung. Im Gegenteil, die Lage wird noch *schlimmer* werden infolge des starken Geburtenüberschusses, der sogenannten Bevölkerungsexplosion, die ausgerechnet in den Notländern die höchste Kurve erreicht, weil sich hier das Leben instinktiv gegen das Aussterben wehrt und möglichst viele Kinder auf die Welt stellt. Volkswirtschafter und Statistiker der Weltorganisationen sehen voraus, dass wir, falls nicht *entscheidende* Gegenmassnahmen getroffen werden, einer Hungersnot von weltweitem Ausmass entgegengehen, einer grauenhaften Katastrophe als bitteres Erbe unserer versäumten Planung und Hilfe.

Doch, was sollen wir dazu sagen, wir durchschnittliche Schweizer Bürgerinnen und Bürger, die wir ja nicht an den Schalthebeln des Weltgeschehens sitzen? Und wir durchschnittliche Christen, die wir ja nicht die Macht haben, das Wunder der Brotvermehrung zu wiederholen? Sollen wir die Hände resigniert in den Schoss legen und den Hungernden wenigstens den frommen Trost geben: «Selig seid ihr, denn ihr werdet gesättigt werden?» Dann müssten uns die Worte des Apostels Jakobus treffen, der schreibt: «Da ist ein Bruder oder eine Schwester, denen es an der nötigen Kleidung oder an der täglichen Nahrung fehlt. Wenn nun einer von euch zu ihnen sagt: „Geht in Frieden! Wärmt euch! Esst euch satt!“, aber er gibt ihnen nicht, was sie zum Leben brauchen: was nützte das? Ein Gericht ohne Erbarmen ergeht über den, der kein Erbarmen geübt hat.» Mit leeren Worten wenden wir also die Not nicht. Dazu wird auch unsere Verkündigung des Evangeliums unglaublich, wenn *wir* christliche, wohlhabende Länder nicht zu einschneidenden und wirksamen Massnahmen gegen die Not bereit werden. Äusserer Friede ist nicht ein Geschenk, das vom Himmel fällt. Wohl wurde uns auf den Fluren von Bethlehem der Friede verkündet. Aber dieser Friede, den Christus uns allen, meine Brüder und Schwestern, so hoffe ich, ins Herz gesprochen hat, fordert von uns etwas: den Einsatz für die andern, damit auch sie den vollen Frieden bekommen. Im Hunger aber gedeiht dieser Friede nicht. «Das neue Wort für Friede heisst Entwicklung», sagt Papst Paul VI. in der aufrüttelnden Enzyklika über den Fortschritt der Völker.

Um diesem Frieden zu dienen, braucht es von uns eine innere Besinnung und ein ganz neues Engagement. Wie können wir es denn wie selbst-

verständlich hinnehmen, dass wir jeden Tag wenigstens dreimal zu Tische sitzen und uns mit abwechslungsreichem Menü satt essen, und *vor unserer Tür* – denn was macht heute schon eine Distanz von fünf oder acht Flugstunden aus? – liegt der arme Lazarus, die hungernde Menge, die zu gewissen Zeiten des Jahres froh wäre, wenigstens eine Handvoll Reis zu haben? Die Tragik will es, dass trotz allem, was in den letzten zehn Jahren an Entwicklungshilfe geschah, der Graben, der Abstand im Lebensstandard der reichen und armen Völker nicht kleiner, sondern grösser wurde. Denn fast alles Bestreben der Industriestaaten geht darauf aus, neben der militärischen Aufrüstung den eigenen Wohlstand noch mehr zu steigern, und nur ein minimer Prozentsatz ihrer Ausgaben wird dafür eingesetzt, damit die Dritte Welt ihren Rückstand allmählich aufholen könne. Ein sprechendes Beispiel: Dem Weltgesundheitsamt ist es gelungen, die Beiträge der 127 Mitgliedstaaten für dieses laufende Jahr auf insgesamt 60 Millionen Dollar zu erhöhen zum weltweiten Kampf gegen Pocken und Malaria. 60 Millionen Dollar, immerhin eine schöne Summe, nicht? Aber das ist ein Drittel dessen, was allein die USA jährlich für die Forschung in der biochemischen Kriegsführung aufwenden, also für die Züchtung hochinfektiöser Krankheitserreger. Gegen solche Widersprüche der modernen Weltgesellschaft, die einerseits den Kampf fürs Leben propagiert und gleichzeitig den Kampf für den Tod intensiviert, die einerseits uns Menschen der Konjunkturländer auf raffinierteste Weise stets neue Bedürfnisse schafft und anderseits die Grundbedürfnisse von zwei Dritteln der Menschheit nicht befriedigen kann, muss man *protestieren*, zuerst im Herzen, aber auch in den Zeitungen, selbst auf den Strassen und in den Kirchenräumen!

Noch eine andere Tragik: nicht bloss ist die *Welt* geteilt in arme und reiche Länder; auch in den armen Ländern selbst besteht oder entsteht eine fatale Zweiklassengesellschaft: obenauf die Grossgrundbesitzer, die Neureichen, Politiker und Verwaltungsleute, die sich bestechen lassen und in erster Linie für ihre Tasche sorgen, und unten die Masse, die von den Segnungen des modernen Lebens wenig spürt. Natürlich darf man nicht verallgemeinern. Aber an allzu vielen Orten kommt der genannte Missstand vor.

Deshalb hört man auf unseren Strassen laut und lauter: der südamerikanische Latifundiario, der afrikanische Minister, der mit seiner Frau im goldenen Bett schläft, und der steinreiche Maharadscha, die sollen sich zuerst um ihre hungernden Mitbürger kümmern, bevor man zu uns auf Pump kommt. Doch *das* liefert *uns* kein Alibi und keine Ausrede. Genau wir, die wir das Evangelium zur Grundlage unseres Lebens erklären, sollen anders handeln als die andern. Der «Nächste» im Gleichnis ist nicht der Bruder oder der Freund, sondern der Fremde, der Unbekannte, an dem seine eigenen Leute vorüberziehen, und auf den wir zufällig – und doch nicht ganz! – am Wegrand stossen, am Wegrand der heutigen Welt. Wenn darum der Weltfriede nur über die Entwicklung der armen Völker führt, dann sind die «Friedfertigen» des Evangeliums nicht bloss jene innerlich

abgeklärten und frohen Menschen, die in der Gemeinschaft so wohltuend wirken, sondern es sind *auch*, und heute vor allem, die aktiven Friedensstifter, die unter Umständen ungewohnte Wege gehen, schwere Risiken auf sich nehmen, um schliesslich die Voraussetzungen für den Frieden zu erkämpfen.

In der katholischen und noch mehr in der protestantischen Theologie gehen die Überlegungen heute so weit, dass man in Notfällen, wo die Ungerechtigkeit derart in den bestehenden Strukturen einbetont ist, dass sie vor friedlichen Mitteln nicht wanken noch weichen wird, dass man sich da im Gewissen, aus Liebe zu den andern, zur Gewalt und zur Revolution verpflichtet fühlen kann, dass man in diesem Fall die aktive Teilnahme an der Revolution für die Gerechtigkeit als ebenso vom Wesen des Christentums her begründet einsieht wie die aktive Teilnahme an der Liturgie.

Nun, das sind nicht Gedanken, die man auf dem Markte feilbietet. Aber sie sollen uns zu denken geben und uns auf den Grund der Sache dringen lassen. Wenn nämlich Hungertod und kriegerische Selbstzerstörung die drohenden Möglichkeiten der modernen Entwicklung sind, wenn die Erde Raum und Nahrung hätte für alle, wenn Technik und Wissenschaft in der Lage wären, dem Hunger zu wehren und für alle ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen, und wenn dies doch nicht oder nur so *schwer* und *zäh* geschieht, so enthüllt sich darin die Sünde, die wir in unserem Innern nicht mehr leicht anerkennen wollen, die aber in dieser äussern, ungerechten Situation entlarvt vor uns steht und zum Himmel schreit. Wir müssen endlich dahinter gehen, diese Sünde, dieses Ärgernis der Welt zu beseitigen, so oder so.

Bischof Helder Camara von Brasilien gibt uns dazu das erlösende Wort: «Eine Revolution des Hasses», sagt er, «lässt sich in den Entwicklungsländern nur vermeiden, wenn eine Revolution der Güte durch die christlichen Länder geht.» *Revolution der Güte!* Also nicht bloss eine gelegentliche Gabe, ein sich aufdrängendes Almosen, sondern eine revolutionäre, den Rahmen des Gewohnten sprengende Tat, falls nötig mit neuartigen Mitteln in Gang gebracht und auch von den andern gefordert. Es wäre ja nicht recht, die guten Wohltäter der Mission stets mehr zu pressen und die andern ungeschoren davonkommen zu lassen. Denn Gemeinschaft mit der Dritten Welt und Hilfe für sie ist heute nicht mehr bloss eine Angelegenheit des Mitleides, sondern der Gerechtigkeit, «eine schwere Verpflichtung der Industriestaaten», wie das Konzil erklärte.

Das Fastenopfer der Schweizer Katholiken, das an einem Sonntag auf freiwilliger Basis neun Millionen Franken auf den Altar bringt, ist sicher ein echtes Zeichen christlicher Liebe. Wenn man aber weiss, dass dieses Ergebnis zur Hauptsache nur von rund einem Drittel der Kirchgänger – von den andern nicht zu reden – getragen wird, erkennt man, dass noch eine Riesenaufgabe der weiteren Werbung vor uns liegt. Und wenn die Schweizerische Eidgenossenschaft in den letzten drei Jahren je 30 Millionen Franken für technische Zusammenarbeit oder Entwicklungshilfe aus-

gab, so scheint das eine beachtliche Summe zu sein. Aber wenn man berechnet, dass dies auf den Kopf pro Jahr sechs Franken oder fünf Zigarettenpäcklein ausmacht, dann ist das, gemessen an der herrschenden Not und verglichen mit anderen Budgets unseres Staatshaushaltes, ein bescheidenes Zeichen des guten Willens, aber keineswegs die Erfüllung der «schweren Verpflichtung», die uns aufgetragen ist.

Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund und die Schweizerische Bischofskonferenz sind nun daran, gemeinsam in ihren Kreisen und darüber hinaus eine breit angelegte Meinungsbildung zu schaffen, das Volk in die Verantwortung zu rufen und so den Behörden den moralischen Rückhalt zu geben, damit sie mit der geforderten Grosszügigkeit an die Frage der Entwicklungspolitik herangehen können. Wir müssen heute alle legalen Mittel anwenden, um gewisse selbstverständliche und unberührbare Meinungen zu beseitigen, uns selber unruhig zu machen und den Bunker unserer Sattheit und Sicherheit zu sprengen.

Freilich, was wir meinen, ist nicht blass eine Frage des Geldes. Es geht einfach darum, dass wir jeden Menschen dieser Welt als Mitmensch ernst nehmen, mit ihm mitfühlen, mit ihm mitleiden. Sein Hunger tut ihm genauso weh, wie er uns weh tun würde. Seine Aussichtslosigkeit auf ein besseres Leben bedrückt ihn gleicherweise, wie uns ein persönlicher oder geschäftlicher Rückschlag niederdrückt. Und wenn Kinder in den Armen der hilflosen Mütter vor Hunger oder Krankheit sterben, dann schmerzt es sie wie eine Mutter bei uns, wenn ihr der Arzt vor dem Bett des Kindes sagen muss: «Ich kann nicht mehr helfen.» Wir sollen diese Leiden der andern wie eigene Leiden spüren, den Hunger der andern wie eigenen Hunger erleben. Deshalb der Suppentag, der sich in manchen Familien eingebürgert hat, dass man bei einer Mahlzeit in der Woche mit einer Suppe zufrieden sein will, um einigermassen den Hunger der andern mitzuspüren und das so ersparte Geld zu ihrer Hilfe abzugeben.

In dieser *inneren* Verbundenheit mit den Armen und Leidenden der Welt liegt die ganz *besondere* Sendung und Sinndeutung Ihres Daseins, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, die Sie nicht mehr zu den Aktiven im Lande gehören, sondern zu den Kranken, zu den Alten, zu den Einsamen, zu den irgendwie Bedrückten. Sie sind nicht allein in Ihrer Not. Nehmen Sie sie an im Gedanken an die vielen, die in gleicher Lage leben und leiden, bei uns und in der Dritten Welt. Es gibt körperliche und seelische Belastungen, die man im Augenblick nicht abschütteln, sondern nur tragen kann, nicht als verbitterter Einzelgänger, sondern als einer der vielen, die das Geheimnis des Leidens durchzustehen haben und gerade in der Gemeinschaftlichkeit und Grösse der Not zur Einsicht kommen, dass es doch einen Sinn haben *muss* und dass der rettende Gott all diesen Genannten in besonderer Weise nahe ist.

«Ein Beispiel habe ich euch gegeben, damit ihr tut, wie ich an euch getan habe.» Christus hat sein gottgleiches Sein nicht wie einen Raub festhalten, für sich bewahren wollen. Sondern er hat sich selbst entäussert, ist einer von uns geworden, hat unser Schicksal zum seinen gemacht, hat an

unserer Stelle gelitten, hat auf diese Weise dem ganzen Menschengeschlecht neue Hoffnung auf Heil und Rettung geschenkt. Unsere grenzenlose Not, unsere selbstverschuldeten Torheit und Sünde waren für ihn nicht Ausrede, sondern um so grösserer Grund, in diese ausweglose Situation einzutreten und sie zu wenden. So kann sich der echte Christ nie vor lauter «Wenn» und «Aber», vor Einwänden und Vorwänden dispensiert halten, zu *tun*, was heute zu tun ist, um «eine Welt aufzubauen, wo jeder Mensch, ohne Unterschied der Rasse, der Religion, der Abstammung, ein volles menschliches Leben führen kann, eine Welt, wo der arme Lazarus an derselben Tafel mit dem Reichen sitzen kann» (Populorum progressio).

Glauben Sie nicht, meine Brüder und Schwestern, dass wir alle ausgewählt und befähigt sind, auf irgendeine Weise an der besseren Welt und am Frieden in dieser Welt mitzuwirken? Bleiben Sie darum offen für alle Anrufe, die in nächster Zeit von aussen oder von innen an Ihr Gewissen pochen. «Was Bedürfnis der Zeit ist, ist Gottes Wille», sagte der grosse Kapuziner und Sozialreformer im letzten Jahrhundert, Theodosius Florentini. Und wenn einmal der Mensch in Lateinamerika, Afrika und Asien sein nacktes Leben etwas gesichert hat, dann wird er um so mehr erkennen, dass auch *er nicht* vom Brot allein lebt, sondern von jedem Wort, das aus dem Munde Gottes kommt und seinem blöden Alltag Sinn und Richtung gibt, wie es ein Afrikaner in einem Gedicht formulierte, mit dem ich Sie wieder Ihrem Nachsinnen, Ihrem Sonntag und Ihrem (nicht blöden!) Alltag überlasse.

W. Bühlmann

Radiopredigt vom 23. Februar 1969

Die Erklärung von Bern

Die Schweiz und die Entwicklungsländer

Vor zwei Jahren haben wir auf den Vorschlag von Professor André Biéler hingewiesen (Polis 24, Gottes Gebot und der Hunger), die reichen Länder von Ost und West sollten Massnahmen ergreifen, um den Hunger in der Welt zu bekämpfen und zu diesem Zweck ein Minimum von drei Prozent ihres Nationaleinkommens der Aufgabe der wirtschaftlichen Entwicklung der armen Länder zuwenden. Nach seinem Vorschlag sollte ein Teil der Mittel dem Rüstungsbudget der einzelnen Länder entnommen werden. Zur Verbreitung dieser Gedanken in der Schweiz rief er die Kirchen auf. Eine Studienkommission arbeitete 14 Thesen aus, die dem ökumenischen Rat im Hinblick auf die Weltkonferenz «Kirche und Gesellschaft» unterbreitet wurden. Diese hat sie in ihren Endbericht aufgenommen, der allen Kirchen vorschreibt, sich in ihren Ländern dafür einzusetzen, dass vom Rüstungsbudget Mittel für die Hilfe an Entwicklungsländer abgezweigt werden. Die Kirchen hätten eine aktive Rolle zu spielen in der Bildung einer diesbezüglichen öffentlichen Meinung. In Paragraph 7 der *Erklärung von Bern* heisst es: «Wir sollten so weit kommen, für den